CHRISTINA REY

EIN KLEINES STÜCK VON AFRIKA

AUFBRUCH

Lübbe Roman

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Zitat
Prolog
Zehn Jahre später …
- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17

18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
Historischer Hintergrund

Über dieses Buch

1910. Auf einer Safari nach Kenia verliebt sich die junge Ivory in dieses Land und seine Tier- und Pflanzenwelt – und in den Großwildjäger Adrian Edgecumbe. Sie hofft, dass er sein blutiges Geschäft für sie aufgeben wird, doch Adrian ist Abenteurer durch und durch. Ivy ahnt bald nach der Hochzeit, dass sie nur eine Trophäe für ihn ist. Als Adrian im Krieg als vermisst gemeldet wird, nimmt Ivy die Geschicke der Farm in ihre eigene Hand. Statt der Großwildsafaris bietet sie Fotoaufnahmen und Beobachtungen von Tieren an. Auch bei der Verwaltung des Landes geht sie ungewöhnliche Wege. Unterstützung findet sie bei einem guten Freund. Aber was, wenn aus dieser Freundschaft Liebe werden sollte?

Über die Autorin

Christina Rey wuchs in einer westfälischen Großstadt auf. Sie studierte Geschichte und Soziologie und engagierte sich anschließend in sozialen Projekten im In- und Ausland. Unter anderem unterstützt sie in Ostafrika eine Schule für Straßenkinder. Besondere Freude findet sie daran, andere Länder und andere Kulturen kennenzulernen. Sie verliebte sich bei einer Fotosafari durch Kenia unsterblich in die Tiere und Landschaften dieses besonderen Kontinents. Christina Rey ist außerdem eine begeisterte Fotografin.

CHRISTINA REY

EIN KLEINES STÜCK VON AUFBRUCH AFRIKA

Roman

Lübbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau
Einband-/Umschlagmotiv: © Richard Jenkins Photography
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-2842-3

luebbe.de
lesejury.de

Sei du selbst die Veränderung, die du dir wünschst für diese Welt.

Mahatma Gandhi

Prolog

London, September 1900

Ivory Parkland Rowe hatte sich bei dem Spiel *Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?* nie gefürchtet. Eigentlich fand sie das ziemlich unsinnig. Wieso sollte sie sich vor jemandem fürchten, der in ihrer Umgebung niemals aufgetaucht war? Zudem hatte sie den Verdacht, dass der »schwarze Mann« überhaupt nicht existierte – ebenso wie vieles andere, mit dem die Nanny ihr drohte, wenn sie ungehorsam war.

Ivory, die von vielen nur Ivy genannt wurde, war erst sieben Jahre alt, aber sie hatte ihren eigenen Kopf. So jedenfalls drückte ihre Mutter es aus, wenn Ivy nachdachte und Fragen stellte. Es klang immer etwas tadelnd.

Umso verblüffter war Ivy an jenem Nachmittag, an dem man sie und ihre ältere Schwester Rosamond in feine Kleider gesteckt hatte, um ihren Onkel Richard mit einem Knicks zu begrüßen. Neben Rosamond, die ein hellblaues Kleid mit dunkelblauen Schleifen trug, nahm Ivy in ihrem weißen Spitzenkleidchen mit rosa Schärpe vor ihren Eltern Aufstellung. Onkel Richard hatte eine Kaffeeplantage im fernen Afrika und seine Nichten bislang noch nie gesehen. Nun verbrachte er einige Tage in London und wollte bei den Parkland Rowes vorsprechen. Er kam jedoch nicht allein.

Dem Onkel, der nicht viel anders aussah als Ivys Vater, folgte ein Junge in seltsamer Aufmachung. Er trug rote Pluderhosen und ein weißes Hemd mit schwarzer Weste, aber was noch erstaunlicher war – seine Haut war schwarz. Ivy glaubte es zunächst nicht. Hatte er sich mit Schuhcreme eingeschmiert? Nein, sein Gesicht und seine Hände waren sauber. Ivy konnte nicht aufhören, den Jungen anzustarren, während er sich auf eine Handbewegung des Onkels hin neben der Tür postierte, als wartete er auf weitere Anweisungen. Sie schaffte kaum ihren Knicks, immerhin traute sie sich, nachdem ihre Mutter sie mit einem leichten Stups aufgefordert hatte, sich dem Onkel und damit dem Jungen zu nähern. Rosamond dagegen war von dem Anblick zu Tode erschrocken und versteckte sich hinter dem Rücken ihrer Mutter.

Die zog sie lachend hervor. »Du musst meine beiden Mädchen entschuldigen, Richard. Sie haben noch nie einen Afrikaner gesehen.«

Onkel Richard winkte ab. »Geh raus und warte draußen, Boy«, wandte er sich an den Jungen. »Du siehst, du machst den Mädchen Angst.«

Die großen dunklen Augen des Jungen blickten auf, als ob er etwas einwenden wollte, doch dann deutete er nur eine Verbeugung an und ging hinaus. Ivy konnte seine Unlust verstehen. Draußen regnete es seit Stunden.

Rosamond absolvierte nun auch ihren Knicks, und damit durften sie zurück in ihr Spielzimmer gehen, wo die Nanny mit dem Nachmittagstee wartete.

Ivy blieb jedoch heimlich zurück, während ihr Vater seinen Bruder herzlich begrüßte. Ihre Eltern führten den Besucher in den Salon, und sie schlich ihnen nach. Rasch versteckte sie sich hinter der Tür. Vielleicht würde Onkel Richard ja etwas über den Jungen erzählen. Tatsächlich wurde sie nicht enttäuscht.

»Wozu hast du denn den Kleinen mitgebracht?«, erkundigte sich ihre Mutter. »Reist du mit eigener Dienerschaft?«

Onkel Richard lachte. »Er ist ganz anstellig und macht sich durchaus nützlich. Aber eigentlich gehört er Grace. Sie hat einen Narren an ihm gefressen und wollte ihn unbedingt mit nach Europa bringen. Heute besucht sie allerdings die Duchess of Brinkhurst – und die sagt, sie sei gegen Inder und Hunde allergisch. Wobei er ja weder ein Inder noch ein Hund ist, die Dame neigt zu Verallgemeinerungen. Ich hab den Jungen kurzerhand mitgenommen. Tut mir leid, wenn er die Kinder erschreckt hat.«

»Er *gehört* deiner Frau?«, fragte Ivys Mutter weiter. »Ist Sklavenhandel nicht verboten?« Ihre Stimme klang missbilligend.

»Nun leg doch nicht jedes Wort auf die Goldwaage, Hortense, das hab ich nur so gesagt«, verteidigte sich Onkel Richard. »Grace hat ihn sozusagen gefunden. Sie unterstützt die Missionare und ist mal mit ihnen in ein Zulu-Dorf gefahren, wo der Kleine im Schlamm gespielt hat. Die Leute sagten, er sei ein Waisenkind oder Findelkind oder was weiß ich, er gehöre zu niemandem. Jedenfalls kümmerten sie sich schlecht um ihn, und na ja, du kennst Grace. Sie hat ein gutes Herz, also gab sie den Leuten ein paar Münzen und nahm den Jungen mit. Unsere afrikanische Köchin versorgt ihn, und Grace spielt mit ihm, wenn sie Lust dazu hat. Er erweist sich wirklich als recht klug, spricht sogar sehr gut Englisch. Grace meint, er könne bestimmt lesen lernen …« Er lachte, als wäre das eine ziemliche Ungeheuerlichkeit.

Ivy wunderte sich. So schwer war das Lesen doch gar nicht, sie las selbst schon, und der Junge war viel größer als sie, bestimmt schon zehn oder zwölf Jahre alt.

»Wie heißt der Junge denn?«, fragte Ivys Vater.

Onkel Richard blies hörbar die Luft aus. »Es ist irgendwas Unaussprechliches, ich vergesse es immer. Aber er hört auf ›Boy‹. Nun lasst uns mal über etwas anderes reden. Kompliment zu euren Töchtern, sie sind entzückend. Vor allem die jüngere. Ein ganz reizendes Kind …«

Ivy schlich davon. Sie musste sich nicht anhören, wie niedlich sie war, das bescheinigte ihr so ziemlich jeder, der ihre schneeweiße Haut, die strahlend blauen Augen und die blonden Locken sah.

Das reinste Püppchen, pflegten die Frauen zu säuseln, besonders, wenn sie in Spitze gewandet war wie jetzt. Ivy hätte sich des Sonntagskleidchens gern entledigt. Sie mochte keine Puppe sein. Aber im Moment gab es Interessanteres zu tun – zumindest solange man sie nicht vermisste.

Ivy schlich sich durch die Empfangshalle und zur Haustür hinaus. Irgendwo hier musste der Junge sein. Schließlich fand sie ihn zusammengekauert unter einem Erkerfenster, wo es relativ trocken war. Sie schob sich näher heran.

»Bist du der schwarze Mann?«, erkundigte sie sich, als er sie entdeckte. Ivy hielt sich selten mit Vorreden auf.

Der Junge blickte sie verblüfft an. »Bin kein Mann«, sagte er. »Hab noch keinen Löwen getötet.«

»Wie meinst du das?«, fragte Ivy.

»Mama Ayana sagt, ein Junge wird zum Mann, wenn er einen Löwen tötet«, führte der Junge aus.

Ivy runzelte die Stirn. Sie bezweifelte das. Ihr Vater hortete in ihrem Landhaus mannigfaltige Jagdtrophäen, aber ein Löwe war nicht darunter. Dennoch war er zweifellos ein Mann.

»Die armen Löwen«, bemerkte sie. »Warst du schon immer so schwarz?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich denke, ja«, erwiderte er. »Alle Diener sind schwarz. Das ist so.«

Ivy fand auch das befremdlich. Der Butler, die Hausmädchen und Hausdiener ihrer Familie unterschieden sich in ihrer Hautfarbe nicht von ihrer Herrschaft.

»Wieso bist du so seltsam angezogen?«, fragte Ivy weiter.

Sie hatte sich neben ihn auf die Pflastersteine gesetzt, was ihrem weißen Kleid nicht sehr gut bekam. Um so etwas pflegte Ivy sich jedoch nicht zu kümmern.

Erneut zuckte der fremde Junge mit den Schultern. »Gefällt der Missus«, gab er Auskunft. »Mama Ayana sagt, ich muss der Missus dankbar sein.«

Ivy verzichtete darauf, das Thema zu vertiefen.

»Ich heiße Ivory«, verriet sie. »Das heißt Elfenbein.«

Er lächelte. »Der Zahn vom Elefanten«, bestätigte er. »So weiß wie Sie, Miss.«

Ivy schüttelte den Kopf. »Ich bin keine Miss, ich bin Ivy. Und du …«, sie lächelte strahlend, »… du bist Ebony, Ebenholz. Meine Mummy hat ein Kästchen, das ist aus Elfenbein und Ebenholz. Willst du’s sehen?« Sie stand auf und reichte ihm die Hand. Der Junge ergriff sie scheu und ließ sich von ihr hochziehen. Ivy schaute fasziniert auf ihre helle Hand in seiner dunklen. »Wir müssen aber leise sein«, gemahnte sie ihn und führte ihn in Richtung Haustür, die sie wohlweislich angelehnt gelassen hatte.

Das Kästchen stand in der Empfangshalle, Besucher konnten ihre Karte darin hinterlegen. Es war wunderschön. Andächtig zog Ivy die ineinander verschlungenen Linien der Blütenranken aus Elfenbein nach, die in das Ebenholzkästchen eingelassen waren. Intarsienarbeit nannte man das, hatte ihre Mutter ihr erklärt.

»Elfenbein und Ebenholz, wie wir«, sagte sie und blickte auf ihre Hand, die immer noch die des Jungen hielt. »Schön!«

Bevor ihr neuer Freund etwas antworten konnte, öffnete sich die Tür zur Eingangshalle.

»Und das nächste Mal bringst du Grace mit«, hörte Ivy ihre Mutter.

Anscheinend verabschiedete sie gerade Onkel Richard. Und da waren die Erwachsenen auch schon! Ivy und der Junge fuhren zusammen, als Ivys Mutter sie entdeckte und einen kleinen Schrei von sich gab.

»Was soll das, Boy? Was machst du hier?«, donnerte der Onkel. »Belästigst du das Mädchen?«

»Nein! Ich hab ihm nur das Kästchen gezeigt …« Ivy hob zu einer Erklärung an.

Aber der Junge unterbrach sie. »Es tut mir leid, Master Richard«, sagte er unterwürfig. »Es war so nass draußen …«

»Ich hab ihn reingeholt!«, rief Ivy, doch niemand hörte ihr zu.

»Das wird ein Nachspiel haben«, drohte der Onkel. »Wir sprechen uns später.«

»Und du gehst auf dein Zimmer, Ivory!« Ivys Mutter hatte sich inzwischen gefasst. »Es gehört sich nicht, fremde Dienerschaft anzusprechen und mit den Kostbarkeiten zu protzen, die wir im Hause haben. Das verleitet den Jungen nur zum Stehlen …«

»Tut mir leid«, sagte Ivy.

Ihre Mutter nahm die Entschuldigung gnädig an, aber eigentlich hatte Ivy sie an den Jungen gerichtet.

Der sah nicht mehr auf, sondern folgte seinem Herrn mit gesenktem Kopf nach draußen. Ivy hoffte, dass er nicht zu hart bestraft wurde.

Zehn Jahre später …

1

Ivy summte vor sich hin, als der Zug nach London in den Bahnhof von High Wycombe einfuhr – nicht unbedingt deshalb, weil sie guter Laune war, sondern hauptsächlich, um das Geplapper ihrer Schwester und deren Freundinnen auf dem Bahnsteig auszublenden. Rosamond, Melissa und Diane waren so aufgeregt darüber, die Schule endlich verlassen zu können, dass sie pausenlos redeten. Ihre Gespräche kreisten eigentlich seit Monaten um dasselbe Thema: ihr Debüt in der bevorstehenden Ballsaison. Nun war es gerade erst Juli, und die Vorstellungen der Debütantinnen bei Hofe fanden erst im Oktober statt. Das hinderte die Mädchen jedoch nicht daran, stundenlang darüber zu reden. Meist diskutierten sie Rosamonds Dilemma, das wiederum mit ihr, Ivy, zusammenhing.

Ivy war die jüngste der vier, sie hatten soeben alle ihre Schulzeit an der Wycombe Abbey School, einem renommierten Mädcheninternat in Buckinghamshire, beendet. Um beide Töchter zur gleichen Zeit ins Internat schicken zu können, hatten ihre Eltern Ivy ein Jahr früher als gewöhnlich und Rosamond ein Jahr später als die meisten Mädchen einschulen lassen. Ivy war nun erst siebzehn, Rosamond dagegen schon neunzehn Jahre alt und nach der allgemeinen Ansicht ihrer Schulfreundinnen über den richtigen Zeitpunkt für ein gesellschaftliches Debüt hinaus. Rosamond fürchtete jetzt, dass ihre Eltern auch die

aufwendige und teure erste Ballsaison für ihre Töchter zusammenlegen wollten. Und somit redeten sich alle die Köpfe heiß darüber, ob Rosamond womöglich noch ein Jahr würde warten müssen, bis Ivy achtzehn war, oder ob Ivys Debüt vorgezogen würde.

»Es wäre Rosamond gegenüber schrecklich unfair, wenn sie noch länger warten müsste«, regte sich Diane auf und zupfte an ihrem Haar herum, bis sich eine dunkle Strähne aus der strengen Frisur löste, die ihre Schule vorgeschrieben hatte. Von jetzt an würden sie sich alle an der Mode orientieren, nicht mehr an verstaubten Regeln. Ihre Locken in einen Knoten zu zwingen, war für Ivy jeden Morgen eine besonders langwierige Aufgabe gewesen.

»Dann sollen sie besser Ivy dieses Jahr debütieren lassen.«

»Aber Ivy ist noch ein Kind«, behauptete Melissa. Weder ihr noch Rosamond oder Diane machte es etwas aus, über Ivy zu sprechen, als wäre sie nicht zugegen. »Also, ich finde sie noch ziemlich unreif.«

Wie nebenbei bezahlte sie den Kofferträger, der ihr Gepäck in ihr Abteil brachte und auf die Ablagen hievte. Kurz darauf fuhr der Zug an.

Ivy verdrehte die Augen. Melissa war selbst gerade erst achtzehn und in der Schule nie durch besondere Klugheit aufgefallen. Ihr strenges Urteil beruhte lediglich auf gewissen Interessensunterschieden zwischen ihr und Ivy. Während Melissa am liebsten schwatzte und sich vor dem Spiegel drehte, hatte Ivy die freie Zeit zwischen den Schulstunden gern lesend im Garten des Internats verbracht und sich gefreut, wenn sich der dicke Kater ihrer Hausmutter dabei neben ihr niedergelassen und ihr Gesellschaft geleistet hatte. Melissa und Diane hatten sich darüber immer wieder gern lustig gemacht.

»Worüber soll sie sich denn mit den jungen Herren unterhalten?«, sprach Melissa jetzt weiter. »Über Pussykätzchen?«

Die drei Freundinnen lachten.

Ivy hörte wie meist über alles hinweg. Ob sie in diesem Jahr oder im nächsten debütieren sollte, war ihr ziemlich egal, sie befand sich keineswegs als zu unreif oder ungeschickt, einen formvollendeten Knicks vor dem König und der Königin zu machen. Natürlich bedeutete die förmliche Vorstellung bei Hofe, dass sie damit dem Heiratsmarkt zur Verfügung stand, doch sie musste sich nicht gleich in ihrer ersten Saison verloben.

Der Weg einer jungen Frau ihrer Gesellschaftsschicht war selbstverständlich vorgezeichnet. Etwas anderes als eine Heirat kam nicht infrage, und Ivy sah keinen Grund, sich dagegen zu wehren. Sie befürchtete nicht, als alte Jungfer zu enden, schließlich hatte man ihr von Kindheit an gesagt, wie schön sie sei mit ihrem hellen Teint, den ausdrucksvollen Augen und dem Haar, das sich lockte wie das eines Rauschgoldengels. Verglichen mit Ivys strahlendem Äußeren wirkte an Rosamond alles etwas verwaschen, die Augen waren blaugrau, das Haar war aschblond und das Gesicht etwas lang geraten. Wahrscheinlich würde sich rascher ein Bewerber um Ivys Hand finden als um Rosamonds, doch Ivy zweifelte nicht daran, dass sie letztlich beide unter die Haube kommen würden. An der Mitgift sollte es ebenfalls nicht scheitern. Die Parkland Rowes waren reich, wenn auch nur von niederem Adel. Ihre trotzdem sehr guten Beziehungen zum Königshaus verdankten sie dem Nebenerwerb ihres Vaters, der sich nicht nur um die Verwaltung der familieneigenen Ländereien kümmerte, sondern darüber hinaus Import betrieb. Er handelte – gemeinsam mit seinem Bruder Richard – mit Kaffee und Tee aus den Kolonien und genoss einen ausgezeichneten Ruf als Teekenner. So hatte er es zum Hoflieferanten gebracht. In seinem Kontor hing ein persönlicher Brief der Königin, die sich geradezu euphorisch über die Produkte seines Hauses äußerte.

Neben dem Stadthaus in London besaßen Ivys und Rosamonds Eltern ein hochherrschaftliches Landhaus in Sussex, Parkland Gardens, und Ivy freute sich darauf, dort den Sommer zu verbringen. Sofern sie überhaupt über ihr künftiges Leben als verheiratete Frau nachdachte, wünschte sie sich, einen Countrygentleman zu ehelichen, mit dem sie den größten Teil des Jahres auf dessen Landsitz verbringen konnte. Sie teilte die Liebe zur Natur mit ihrem Vater, der sie schon als Kind auf Wanderungen und lange Ausritte mitgenommen hatte. Dabei waren sie häufig von seinem Jagdaufseher begleitet worden, der Ivy auf die Vogelstimmen aufmerksam gemacht hatte, die zu hören waren, und das Wild, das sie mitunter zu Gesicht bekommen hatten.

Ivys Vater Edward Parkland Rowe – von seinen Freunden meist Ted genannt – war ein passionierter Jäger, und er hätte seine Töchter gern für das Weidwerk gewonnen. Rosamond begleitete Jagdgesellschaften allerdings nur halbherzig, Ivy streikte entschieden. Sie weigerte sich einfach, den prachtvollen Hirschen oder den imponierenden Wildschweinen mit der Absicht nachzuspüren, sie zu erschießen. Als Trophäe im Jagdzimmer ihres Vaters waren sie nicht halb so schön und beeindruckend wie in Freiheit in den Wäldern – Geweihe und ausgestopfte Tierköpfe stimmten Ivy eher traurig.

Jetzt schaute sie gelangweilt aus dem Fenster des Zuges, der die ehemaligen Schülerinnen von High Wycombe nach London brachte, und beschloss, sich die Zeit mit einem Buch zu vertreiben. Natürlich war es unhöflich, so deutlich zu zeigen, dass die Unterhaltung der anderen sie nicht interessierte, doch sie würde Diane und Melissa in diesem Sommer noch oft genug ertragen müssen – auch deren Eltern unterhielten Sommerhäuser auf dem Lande. Sie vertiefte sich in die Reisetagebücher der Wiener Schriftstellerin Ida Pfeiffer, die vier Kontinente

besucht hatte und lebhaft über die Menschen und Tiere fremder Länder schrieb.

Nach einer Stunde erreichte der Zug Victoria Station, wo die Kutschen ihrer Familien auf die vier jungen Frauen warteten. Rosamond, Melissa und Diane verabschiedeten sich so wortreich, als würden sie einander nie wiedersehen, während Ivy darauf achtete, dass die Koffer in die jeweils richtigen Gefährte verladen wurden. Dabei plauderte sie mit dem Kutscher, der schon lange für ihre Familie tätig war, er hatte sie praktisch aufwachsen sehen. Wie erwartet hatte sich seit ihrem letzten Besuch nicht viel Neues ereignet. Ein Hausmädchen hatte geheiratet, die Tochter der Köchin war an seiner Stelle in Dienst genommen worden. Eins der Pferde lahmte, worüber sich der Kutscher etwas sorgte. Dafür freute sich Ivy zu hören, dass es Wendy, ihrem alten Pony, gut ging.

»Aber Sie werden jetzt ein neues Pferd brauchen, Miss Ivory«, meinte der Kutscher. »Wenn Sie im Herbst debütieren und mit den jungen Herren ausreiten wollen, brauchen Sie etwas Eleganteres als die alte Stute.« Ivy verzog das Gesicht. Sie wünschte sich ein Vollblut, mochte Wendy jedoch nicht abschieben. Der Kutscher, der das wusste, zwinkerte ihr verschwörerisch zu. »Ich habe mir erlaubt, Ihrem Vater vorzuschlagen, das Pony mit nach Parkland Gardens zu nehmen und dort auf die Weide zu stellen«, meinte er. »Es hat sich einen ruhigen Lebensabend verdient.«

Ivy lächelte. Wendy hatte zunächst Rosamond und dann ihr als Reitpony gedient und sich immer bewährt.

»Das wäre wundervoll, Max«, sagte Ivy dankbar. »Ich sehe sie schon bis zum Bauch im Gras stehen und schlemmen. Der Stallmeister in Parkland Gardens wird aufpassen müssen, dass sie nicht platzt.«

Der Kutscher hielt ihr und Rosamond nun die Tür auf und ließ sie einsteigen. Das Gespräch verstummte sofort.

Mit Max hätte Ivy sich aus dem Inneren der Kutsche nur schreiend verständigen können, ihre Schwester und sie hatten sich nichts zu sagen. Sie war mit Rosamond nicht direkt verfeindet, sie teilten jedoch weder dieselben Freundinnen noch dieselben Interessen. Ivy vermutete, dass Rosamond ein wenig eifersüchtig auf sie war. Die ältere Schwester war unscheinbarer und kein solcher Sonnenschein wie sie selbst. Ihr Vater zog sie als die Jüngere oft vor, sosehr Rosamond sich auch bemühte, ihm zu gefallen, und sowenig sich ihm Ivy ihrerseits anbiederte. Rosamond stand dafür ihrer Mutter Hortense näher, doch sie hätte ihre Töchter niemals spüren lassen, dass sie eine von ihnen bevorzugte.

Die Kutsche hielt nach kurzer Fahrt über Londons belebte Straßen vor dem imponierenden Stadthaus in Mayfair, wo sie bereits von einem Hausdiener erwartet wurden. Er begrüßte die Töchter des Hauses höflich und lud ihr Gepäck aus. Der Butler, Mr. Hargroves, öffnete ihnen die Tür und hieß sie willkommen. Ein Hausmädchen nahm ihnen Reiseumhänge und Hüte ab.

»Es ist schön, wieder hier zu sein!« Ivy strahlte und schenkte sämtlichen Angehörigen des Personals ihr warmes Lächeln. »Ich hab euch alle so vermisst!«

Mr. Hargroves, ein schwerer, nicht mehr ganz junger Mann mit dem Gesicht einer gutmütigen Bulldogge, gestand sich seinerseits ein Lächeln zu. »Auch Sie haben uns gefehlt, Miss Ivory und Miss Rosamond. Mrs. Lovelace hat all Ihre Lieblingsspeisen vorbereitet, soll ich Ihnen bestellen. Sie richtet ein Festmahl aus für heute Abend. Doch jetzt wollen Sie sicher Ihre Eltern begrüßen. Ihr Vater ist vorhin aus seinem Club zurückgekehrt, pünktlich zu Ihrer Ankunft. Die Herrschaften erwarten Sie im Salon, wir haben bereits den Tee serviert. Ich lasse frischen für Sie bringen.«

»Und Scones?«, fragte Rosamond hoffnungsvoll.

Die Teekuchen waren ihr Lieblingsgebäck, und Mrs. Lovelace, die Köchin, wusste das natürlich genau.

»Selbstverständlich«, erklärte der Butler und verbeugte sich.

Dann ging er ihnen voraus in den Salon. Es schien allerdings nicht so, als fände dort gerade ein harmonisches Teetrinken statt. Schon bevor sie eintraten, waren ärgerliche Stimmen zu vernehmen. Mr. Hargroves verharrte unschlüssig davor, anstatt die Tür zu öffnen.

»Wie bitte? Wir sollen den ganzen Herbst und Winter wegbleiben? Wie stellst du dir das vor?« Ivys Mutter, Lady Hortense, maßregelte ihren Gatten in scharfem Ton. »Wir haben zwei Töchter, Edward, Rosamond wird in diesem Herbst debütieren. Und du möchtest … Löwen jagen?«

Rosamond unterdrückte einen Juchzer, als das Wort »debütieren« fiel. Ivy spitzte die Ohren. Löwen jagen?

»George Maitland hat auch eine Tochter«, gab ihr Vater zurück.

»Und seine Frau Alicia wird ihm genau das Gleiche erzählen wie ich dir«, behauptete Ivys Mutter.

»Das glaube ich nicht«, widersprach ihr Vater. »Er wird sie einfach mitnehmen.«

Ivy konnte sich das verschmitzte Lächeln auf seinem Gesicht sehr gut vorstellen. Mrs. Maitland war, ebenso wie ihre Tochter Diane, eine passionierte Jägerin. Wenn es tatsächlich um einen Jagdausflug ging, würden die beiden den König stehen lassen und all die jungen Herren der besseren Gesellschaft dazu. Aber eine Jagd, die den ganzen Herbst und den Winter über andauerte?

»Ich mache jedenfalls nicht mit bei diesem gefährlichen Irrsinn.«

Ihre Mutter wechselte in den bestimmten Ton, in dem sie unliebsame Gespräche gewöhnlich zu beenden pflegte. Ivy und ihr Vater hatten ihr meist nicht viel entgegenzusetzen – und Rosamond versuchte es erst gar nicht.

An diesem Tag jedoch schien ihr Vater nicht mehr ganz nüchtern zu sein, was ihn mutig machte. Und ganz offensichtlich brannte er für seinen Plan.

»Dann lässt du es eben«, entgegnete er, ebenso entschlossen wie seine Hortense. »Bleib hier, stell Rosamond dem König vor, dazu werde ich ja nicht wirklich gebraucht. Genieß mit ihr die Ballsaison, aber lass Ivy bei mir. Ivy ist noch viel zu jung für den Heiratsmarkt. Ich werde sie mitnehmen …«

»Sie ist zu jung, um zu debütieren, aber nicht zu jung, um auf Elefanten zu schießen?«, fragte Ivys Mutter spöttisch. »Ich werde mir das nicht länger anhören, Edward. Aus dir spricht der Brandy!«

Bevor Ivys Vater etwas erwidern konnte, klopfte Mr. Hargroves entschlossen an die Tür. Ihm musste zu Bewusstsein gekommen sein, dass sein Zögern als Lauschen gelten konnte – ein absolut ungehöriges Verhalten für das Personal und natürlich auch für sie selbst und Rosamond. Als ihre Eltern wie erwartet verstummten, öffnete er die Tür.

»Mylady, Sir, Ihre Töchter! Miss Rosamond und Miss Ivory sind soeben eingetroffen.«

Der Butler gab den Weg frei, und Rosamond vergaß sofort, dass man es möglichst geheim hielt, wenn man andere Leute belauscht hatte.

»Mummy!« Sie fiel ihrer Mutter um den Hals. »Es ist also wahr? Ich werde diesen Herbst debütieren?«

Ivy näherte sich ihrem Vater weniger euphorisch. »Ich glaube nicht«, sagte sie besorgt, »dass ich Elefanten erschießen möchte.«

Er musterte sie liebevoll. Ihr Vater war ein nicht sehr großer Mann, der schon ein wenig zur Korpulenz neigte, aber nichtsdestotrotz sowohl auf der Jagd als auch auf dem Pferderücken eine recht gute Figur machte. Sein Gesicht war rund, freundlich und jetzt ein wenig gerötet, seine blauen Augen blickten dennoch völlig klar. Er mochte ein

oder zwei Brandy gehabt haben, betrunken war er sicher nicht.

»Meine liebe Ivy«, begrüßte er sie freudig und lächelte ihr verschwörerisch zu. »Ich weiß, dass dir die Jagd nicht behagt. Aber ich glaube einfach nicht, dass du lieber vor dem König knicksen und jede zweite Nacht mit irgendwelchen Jungspunden Walzer tanzen willst, als mich zu begleiten.«

»In den Zoologischen Garten?«, fragte Ivy, nun mehr als neugierig. Wo sonst sollte man Elefanten und Löwen finden? Im Tierpark war es allerdings nicht üblich, sie zu erschießen.

Ihr Vater lachte herzlich. »Nein, Kleines, viel besser! Wir fahren nach Afrika und gehen auf Safari.«

2

Ivy freute sich, als das Hausmädchen einen Teller voller Scones brachte und allen frischen Tee einschenkte. Der Versuch von Rosamond und ihrer Mutter, das Gespräch auf den erfolgreichen Schulabschluss und die kommende Ballsaison zu richten, scheiterte. Ihr Vater ließ sich einfach nicht daran hindern, von seinen Plänen zu künden.

»Wir hatten eine Vortragsveranstaltung im Club«, erzählte er. Wie seine Freunde gehörte auch er einem exklusiven Herrenclub an. »Major Bannon hat von seiner Reise nach Kenia im letzten Winter berichtet, auf Bitten des Veranstalters. Es handelt sich um eine Agentur, die Großwildjagden organisiert: Newland, Tarlton & Co. Sie durfte sogar die Reise von Theodore Roosevelt im letzten Jahr planen. Major Bannon war jedenfalls äußerst beeindruckt. Die Agentur stellt alles, von Waffen über Fährtenleser und Träger bis hin zu einer hervorragenden Küche und exzellenter Bedienung im Jagdlager.«

»Wir müssen aber trotzdem in einem Zelt schlafen, oder?«, fragte Ivy, unsicher, ob sie die Aussicht auf dieses Abenteuer begeisterte oder eher mit Furcht erfüllte. Sie hatte natürlich noch nie im Freien genächtigt.

Ihr Vater lachte. »Was man so Zelt nennt … Also Major Bannon versicherte, er habe selbst in den besten Häusern selten so luxuriös genächtigt und gespeist. Die afrikanischen Diener lesen einem jeden Wunsch von den

Augen ab. Sie sind vorzüglich geschult, sagt er. Die Leiter der Expedition sind selbstverständlich Weiße und erfahrene Großwildjäger, der Abschuss der interessantesten Tiere ist garantiert. Ein Präparator reist mit, um die Trophäen zu sichern. Ihr hättet das sehen müssen! Elefantenstoßzähne, Geweihe von Gazellen, sogar ein ausgestopfter Leopard! Major Bannon war äußerst erfolgreich. Und sehr, sehr zufrieden. George und Francis …«, die beiden Herren waren die besten Freunde ihres Vaters, »… haben dann noch einen Brandy mit ihm getrunken, und ich hab mich dazugesellt. Was soll ich sagen? Wir haben Blut geleckt!«

»Im wahrsten Sinne des Wortes«, bemerkte Ivys Mutter. »Reicht es euch nicht mehr, die armen Kreaturen in euren eigenen Jagdgebieten abzuschießen?«

Auch ihre Mutter war keine Freundin der Jagd. Vor allem hasste sie die Trophäen ihres Mannes, die er in jedem Raum ihres Landhauses stolz zur Schau stellte.

»Das ist doch was ganz anderes«, behauptete ihr Vater. »Afrika! Der Schwarze Kontinent! Löwen, Tiger … die Herausforderungen sind viel größer.«

»Tiger gibt’s dort nicht«, wagte Ivy ihn zu berichtigen. »Da müssten wir nach Indien. Und du weißt, dass ich nicht jagen mag … Obwohl ich mir die Tiere zu gern einmal ansehen würde.« Ihr Ton wurde sehnsüchtig. In vielen der Reiseberichte, die sie so gern las, war von Elefanten und Nashörnern die Rede gewesen. Diesen Tieren einmal in der Wirklichkeit gegenüberzustehen musste traumhaft sein.

»Du fährst also mit?«, fragte ihr Vater hoffnungsvoll. »Du weißt, ich zwinge dich nicht zu schießen …«

Ivy lächelte. Sie würde ihn nicht darauf hinweisen, dass er sie, sollte er sie nötigen, eine Jagdflinte zu benutzen, jedenfalls niemals zwingen konnte zu treffen. Es würde völlig unsinnig sein, sie gegen ihren Willen damit auszurüsten.

»Ivory fährt allenfalls mit, wenn noch andere Damen mitreisen«, mischte ihre Mutter sich ein. »Auf keinen Fall

lasse ich sie allein mit dir und deinen Kumpanen in die Wildnis.«

Ivys Vater winkte lachend ab. »Natürlich nicht.«

Er schien sich absolut sicher, dass Alicia und Diane Maitland mit dabei sein würden. Keine von ihnen würde der Aussicht widerstehen können, einem Löwen mit einer Waffe in der Hand zu begegnen.

Am nächsten Tag begab sich Ivys Vater mit seinen Freunden George Maitland und Francis Main Carruthers zum Piccadilly Circus, wo die Agentur Newland, Tarlton & Co. ein Büro unterhielt. Er war äußerst beschwingt und roch schon wieder nach Brandy, als er nach einigen Stunden zurückkehrte.

»Ein wirklich ganz hervorragender Service«, berichtete er seiner Familie beim Lunch. »Wir haben die Safari bis in kleinste Einzelheiten durchgeplant, es wird uns an nichts fehlen … Sie garantieren sogar Abschüsse. Ich habe direkt einen Löwen gebucht. Ach ja, es geht übrigens nach Kenia. Von London aus über Marseille nach Aden, dann die ostafrikanische Küste runter nach Mombasa und von dort per Zug in die kenianische Stadt Nairobi. Da unterhält die Agentur ihr Hauptquartier. In den Busch geht es zu Pferde …«

»Und wer kommt nun mit?«, fragte Ivy.

Auch sie zweifelte kaum daran, dass Diane die Safari der Ballsaison vorziehen würde. Wobei sie nicht wusste, ob sie sich darüber freuen sollte, gleichaltrige Gesellschaft zu haben. Sie mochte Diane schon im Alltag nicht allzu sehr, ihre Jagdbegeisterung empfand sie als abstoßend. Sie hatte die Freundin ihrer Schwester oft bei Jagdeinladungen erlebt, wo es ihr nicht blutrünstig genug zugehen konnte. Diane schoss gern und gut, dazu liebte sie die Reitjagd, an deren Ende der Fuchs von der Hundemeute gerissen wurde.

»Wie ich gestern schon sagte«, bemerkte ihre Mutter, »wenn sich keine weibliche Begleitung findet, bleibt Ivory zu Hause. Und wie mir Rosamond versicherte, kann Diane es kaum erwarten zu debütieren.«

»Seit gestern kann sie es kaum erwarten, einen Elefanten zu schießen«, erklärte ihr Vater triumphierend. »Genau wie ihre Mutter. Das Mädchen wird einfach ein Jahr später debütieren. Wollt ihr es euch nicht auch noch überlegen? Hortense? Rosamond? Das ist doch die Chance deines Lebens, Rosie! Ich könnte mir dich gut mit einem selbst erlegten Leoparden vorstellen!«

Rosamond, die es hasste, wenn man sie Rosie nannte, schüttelte entschlossen den Kopf. »Ich bin neunzehn«, erinnerte sie ihren Vater. »Wenn ich in diesem Jahr nicht debütiere, wann dann? Und es reizt mich keinesfalls, in einem Zelt zu schlafen und womöglich von wilden Tieren gefressen zu werden. Schlimm genug, dass Diane das ihrer ersten Saison vorzieht! Ich finde es persönlich … nicht ladylike!« Geziert legte sie Messer und Gabel auf ihrem Teller ab.

Letzteres war nicht unbedingt zutreffend. Die Jagd galt in englischen Adelskreisen auch bei Damen als angesehene Freizeitbeschäftigung. Bei Newland, Tarlton & Co. war man auf mitreisende Frauen eingerichtet.

»Nun gut, Rosie«, erwiderte ihr Vater. »Wenn ich dich nicht umstimmen kann, ist das so. Und du, Ivy, wirst dir ein Zelt mit Diane teilen. Man hat uns im Übrigen versichert, dass den Damen nur die umgänglichsten und angenehmsten Pferde zugeteilt würden. Wir werden eine wunderbare Zeit haben! Du wirst deine Meinung doch nicht noch ändern, Ivy?«

Besorgt beobachtete ihr Vater, wie sich ihre Stirn bei der Aussicht umwölkte, zusammen mit Diane wohnen zu müssen.

Ivy schüttelte den Kopf. Sie hatte begonnen, sich auf das Abenteuer zu freuen. Wenn sie Afrika und seine exotische

Tierwelt jemals sehen wollte, so kam sie um die gemeinsame Reise mit Jägern nicht herum. Es war zwar gut möglich, dass ihr künftiger Gatte ebenfalls reisefreudig sein würde, doch darauf, einen Mann zu finden, der nicht jagte, konnte sie nicht hoffen.

Die Safari sollte im Oktober 1910 beginnen, etwa zur gleichen Zeit wie die Ballsaison. Beide Unternehmungen bedurften aufwendiger Vorbereitungen – Ivys Mutter hielt es kaum auf ihrem Landsitz. Alle zwei Wochen musste sie mit ihren Töchtern nach London zur Anprobe – Rosamond erhielt Abendgarderobe und Kleidung für nachmittägliche Aktivitäten wie Teegesellschaften oder leibesertüchtigende wie Reitjagden. Ivy wurde für die Safari ausgestattet, mit Röcken und Jacken im traditionellen Khaki, hellen Blusen, Sonnenhüten und Safarihelmen mit Schleiern, die vor Insekten schützten. Die Agentur hatte ihrer Familie eine Schneiderwerkstatt genannt, die auf Safarikleidung spezialisiert war. Die Schneiderin, die Ivy beriet, erwies sich als sehr erfahren.

»Alle Welt fürchtet sich vor Löwen und Elefanten, Miss Ivory«, erläuterte sie, »aber die sind gar nicht so gefährlich. Viel schlimmer sind die Stechmücken. Sie übertragen die Schlafkrankheit, ein lebensgefährliches Fieber. Also schützen Sie Gesicht und Hals mit Schleiern, tragen Sie auf der Jagd Handschuhe und festes Schuhwerk. Ich fertige Ihnen die Kleider aus leichtestem Stoff, der aber dennoch fest genug ist, um den Mücken keine Chance zu geben. Und …«, sie lächelte Ivy verstohlen zu und dämpfte die Stimme, um ihre Mutter nicht mithören zu lassen, »… wenn Sie es wünschen, nähe ich Ihnen einen Rock, der das Reiten im Herrensitz erlaubt. Viele Damen ziehen das im Busch vor, es ist sicherer und komfortabler … Auf der Jagd fragt niemand nach Eleganz und Schicklichkeit …«

Ivy nahm das Angebot dankbar an. Sie war schon oft im Herrensitz auf Wendy geritten und hatte ähnlich

empfunden.

Neben der Safariausstattung brauchte natürlich auch sie elegantere Kleidung – für die Schiffsreise zum Beispiel, mitunter ging es auf der Überfahrt recht förmlich zu. Zum Dinner trug man elegante Garderobe, Deckspiele erforderten legere Kleidung wie Röcke und Blusen. Letztendlich benötigte sie zwei Reisetruhen für ihre Ausstattung.

Die Jagdfreunde verwandten mehr Zeit auf die Auswahl ihrer Waffen als auf die ihrer Kleidung. Zwar konnte die Agentur die Jagdbüchsen und Flinten vor Ort stellen, doch zumindest ein eigenes Gewehr wollte jeder von ihnen mit nach Afrika nehmen. Ivys Vater entschied sich für eine .405 Winchester aus den Vereinigten Staaten, mit der schon Roosevelt auf Safari gegangen war. Er bestand darauf, sie auf der Hirschjagd auszuprobieren, obwohl sein Jagdaufseher abriet. Das riesige Kaliber zerfetzte den Kopf des prächtigen Hirsches dann tatsächlich so, dass er nicht mehr als Trophäe zu präparieren war. Ihr Vater, der auf das Herz gezielt hatte, ärgerte sich einerseits, sah es allerdings andererseits als bewiesen an, dass er mit seiner neuen Jagdwaffe auch Elefanten und Nashörner problemlos würde erlegen können.

Bei all diesen Aktivitäten verging der Sommer schnell – die üblichen Einladungen und Vergnügungen verkürzten Ivy die Zeit. Sie sah sich zu ihrer Überraschung verfolgt von Simon Main Carruthers, dem siebzehnjährigen Sohn des dritten Expeditionsteilnehmers und Freundes ihres Vaters – Francis Main Carruthers. Auch Simon sollte mit auf Safari und suchte nun schon im Vorfeld die Nähe der teilnehmenden jungen Damen. Diane hatte ihn gleich rüde abblitzen lassen, Ivy war duldsamer, trotzdem wurde es ihr bald zu viel. Genau wie Diane konnte Simon es nicht abwarten, die afrikanische Tierwelt zu dezimieren, und schwärmte schon jetzt von den zu erwartenden Trophäen.